

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 4

Artikel: "Alles lieblich in der schärfsten Nähe" : zu einigen Eigenarten in den Aufsätzen Robert Walsers
Autor: Bänziger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Robert Walser zum 100. Geburtstag

Ein Datumsjubiläum mehr –, wie das bei Carl Spitteler heisst, der gegen das Dezimalsystem als Grundlage unserer Dichterverehrung einiges einzuwenden hatte. Für Robert Walser, denke ich, ist ähnlicher Aufwand und betriebsame Festivität wie jüngst für Thomas Mann und mehr noch für Hermann Hesse aus gleichem Anlass kaum zu befürchten. Sein Ruhm ist – wenigstens wenn man ihn an der Zahl der Auflagen und Übersetzungen misst – nicht mit demjenigen seiner erfolgreicherer Zeitgenossen zu vergleichen. Dass er ein Klassiker werde und also massgebend, ist schwerlich denkbar. Hesse hat von ihm einmal gesagt, wenn Robert Walser hunderttausend Leser hätte, so wäre die Welt besser. Sie ist seitdem nicht besser geworden, obgleich ich gerne annehmen möchte, Walsers Leserschaft habe an seinem hundertsten Geburtstag die Hunderttausend um einiges überschritten. Deutlicher als zu Lebzeiten des Dichters wird heute jedenfalls sichtbar, was er in aller Bescheidenheit unerschütterlich vertritt. Es ist – liebenswürdig, ironisch und verspielt – die Gegenpositon zur technischen und verwalteten Welt, die Verweigerung jener Grösse, die nur durch Unmenschlichkeit erkaufte wird. Was Robert Walser in seinem Prosastück «Schnori» über den Mann dieses Namens in Erinnerung ruft, gilt auch für ihn selbst: «Sein spasshaftes Existierthaben gab ihnen zu mancherlei Betrachtungen nahrhaften Anlass, und so ungern sie's vielleicht taten, mussten sie sich von Zeit zu Zeit sagen: „Ja, er war einer, obgleich er bloss den weiter keinerlei Erheblichkeit verratenden Namen trug.“» Ja, er war einer, seine Stimme ist gegenwärtig geblieben, und sein Werk ist – nach Umwegen – nunmehr verlegerisch gut betreut, unserer sowie künftigen Generationen greifbar. Der Wanderer und Flanierer, der seine kleinen Geschichten und Schnurren als Gastgeschenke austellt, erwartet von uns, dass wir ihn hereinlassen und ihm zuhören.

A. K.

HANS BÄNZIGER

«Alles lieblich in der schärfsten Nähe»

Zu einigen Eigenarten in den Aufsätzen Robert Walsers

Bald werden für das neuerdings mögliche Walser-Geschäft die Trommeln gerührt werden, und eigentlich sollte man sich hüten, dieses so gar nicht auf Jubiläen angelegte Werk noch weiter zu feiern. Schon genug anstrengende Textanalysen zu den Skizzen des alles Anstrengende scheuenden Poeten sind Pflichtlektüre für Germanisten geworden, und genug Würdigungen gingen von der Illusion aus, zur Diskussion stehe ein Denkmal der Welt-

literatur. Die reizende Geschichte *Greifensee* ist in einer ernst gemeinten Untersuchung als «früher Versuch einer Methodendemonstration», der Autor im allgemeinen in einer andern Arbeit als klassenbewusster Proletarier bezeichnet worden¹. «Ach», hätte Walser vermutlich wie am Schluss einer seiner fiktiven Schulaufsätze geseufzt, «Adieu Leser²» vermutlich auch den folgenden Abschnitten, die teils frühere Überlegungen variieren, teils Merkmale hervorheben sollen, die bisher zu wenig beachtet worden sind.

Sauberkeit

Die Gebildeten unter den Verächtern erwarten von der Poesie heute zuallerletzt Bilder der «innern Heiterkeit», wie sie Goethe wünschte, oder solche der Reinheit und Güte. Günter Grass, der Verfasser des Schnecken-Tagebuchs, schreibt im Roman einer Schwangerschaft *Butt* gern vom Fäkalischen und ruft einmal aus, welche Freude es sei, den eigenen Kot zu beschauen, Thomas Mann, bestimmt von feineren Manieren, zeigt in einigen seiner Werke ein unverhohlenes Interesse an Korruption und Krankheit. Bertolt Brecht lässt seinen Orge den Abort als bevorzugten Aufenthaltsort rühmen. Von Abwässern wird erzählt, die Kloakenliteratur feiert, hie und politisch ausgemünzt, ihre Triumphe. Soll jemand unter Literaten beschimpft werden, nennt man ihn einen Vertreter der heilen Welt oder Herrn Saubermann.

Wie denn, dass in den gleichen Kreisen der Gebildeten Robert Walser hat Mode werden können? Er, dessen Werk noch vor zwanzig Jahren ein Geheimtip war? Dessen Werk keine Gemeinheiten trüben, bei dem, selbst im Alltag unter Dienern, fast immer heitere Sonntagsstimmung herrscht? Unter seiner Anleitung kann man in den Städten das Leben genießen, Weg und Steg auf dem Lande scheinen zum Träumen angelegt, von den Sünden wider die Natur ist nichts zu spüren. Sogar ein Commis leidet kaum unter dem Druck seiner Arbeitsverpflichtungen. Jung und alt, reich und arm bewegen sich in einem Reigen der Seligen, über den man lächeln dürfte, aber nicht muss. Das Unglück anderer wird meist verschämt verschwiegen. «*Hoffnungslose Menschen*» wie jener Pierrot, der sich unter fröhliche Masken mischt, sollten eigentlich «*in der Einsamkeit leben*», heisst es in einer der *Kleinen Dichtungen* (II, 15). Meta, eine Dirne, behält ihre Anmut; der Mörder und Räuber Rinaldini, Herr der Berge und Wälder, ist edel und den Armen gegenüber barmherzig, im ganzen ein netter Kerl (sein Name passt so schön zu Paganini); der «Dichter» fühlt sich wie ein Prinz «*hübsch, so schön beiseit*»: «*Ich tat niemand weh, und auch mir tat niemand weh*» (II, 85). Allenfalls kann es zur Andeutung einer kleinen Apokalypse kommen wie im «*Theaterbrand*» (I, 147f.).

Nun – wer weiss nicht, dass diese stille reine Welt ironisiert wird und dass Naivität und Traktätchenmanier nur gespielt sind. Aber das Spiel ist von Liebe bestimmt, und der Gegenstand der Ironisierung ist Walser nicht fremd. Mit anderen Worten, er bleibt trotz allem Witz und Humor dem Reinen und Guten zugesellt und nicht dem Schmutz und an sich Bösen. So entstehen – neben den Romanen und Gedichten, die im ganzen genommen keineswegs die epochale Bedeutung wie die kleinformatigen Darstellungen haben und hier darum höchstens beiläufig berücksichtigt werden – köstliche Aufsätze, die ein tugendhafter, williger Schüler in sauber linierte Hefte geschrieben zu haben vorgibt. Medaillons, Idyllen lange nach den weltberühmten von Salomon Gessner. Es ist die Rede von paradiesartigen Landschaftchen, in denen Poeten und Musikanten herumstreichen, von Städten voller Verlockungen, von Menschen voller Edelmut und reizender Verrücktheit. In der erwähnten frühen Veröffentlichung *Der Greifensee* erzählt Walser von einer Wanderung und seiner Freude an der «*unerwarteten, nur heimlich geahnten Schönheit*»:

«Es ist eine weisse, weite Stille, die wieder von grüner luftiger Stille umgrenzt wird; es ist See und umschliessender Wald; es ist Himmel, und zwar so lichtblauer, halb-betrübter Himmel; es ist Wasser, und zwar so dem Himmel ähnliches Wasser, dass es nur der Himmel und jener nur blaues Wasser sein kann; es ist süsse, blaue warme Stille und Morgen; ein schöner, schöner Morgen. Ich komme zu keinen Worten, obgleich mir ist, als mache ich schon zu viel Worte. Ich weiss nicht, wovon ich reden soll; denn es ist alles so schön, so alles der blossen Schönheit wegen da. Die Sonne brennt herab vom Himmel in den See, der ganz wie Sonne wird, in welcher die schläfrigen Schatten des umrahmenden Lebens leise sich wiegen. Es ist keine Störung da, alles lieblich in der schärfsten Nähe, in der unbestimmtesten Ferne; alle Farben dieser Welt spielen zusammen und sind eine entzückte, entzückende Morgenwelt» (I, 137).

Sind das veraltete Schnörkel, Anachronismen? Variationen der romantischen Wandererphantasien, Ausflüchte vor unserer Not der inneren und äusseren Verschmutzung? Oder Zeugnisse eines verschämten Puritanertums, für das Unanständigkeiten, Befleckungen und Besudelungen, die Würdelosigkeit aber auch von Dreckarbeit zum Tabu werden? Geburtswehen in Blut und Schleim, Obszönitäten, die Unsauberkeiten innerhalb der Gesellschaft sind Phänomene, die für Walser nicht zu existieren scheinen. Bei ihm sind wir sicher, bald an einem netten Ausflug teilnehmen zu dürfen. So frohlockt er in der Skizze mit dem Titel *Ausflug*: «*O das Gehen in die weite, saubere, stille Welt hinein ist eine Königslust*» (II, 145).

Nun vermögen 1978 gewiss wenige sich in eine weite, saubere, stille Welt einzufühlen. Das Problem, Atommüll richtig zu deponieren, ist allzu dringend geworden, und Christian Enzensbergers *Grösserer Versuch über den Schmutz* (1968) ist immer noch aktuell. Er schreibt in recht sprunghaftem,

«*unsauberem*» Stil über die trüben Bereiche von Geldgeschäften, über den Ordnungssinn der Diktatoren, über die helle Welt der Herrschenden und den Mief der Unterwelt, über Waschrituale jener Leute, die sogenannten schmutzige Arbeiten zu verrichten haben, und kommt zur paradox klingenden Schlussfolgerung: «*Sauber ist nicht schön noch gut, sauber ist klug kalt weiss. Schmutzig ist niedrig und nah, sauber ist oben und überall.*» Von den Hippies, die sich auf ihre Weise in der wüsten Wirklichkeit abseits halten wollen, schreibt Enzensberger nicht.

Ich komme auf dieses Nebenthema, weil mir in den sechziger Jahren, als in den Vereinigten Staaten im Collegeleben so viele reizende Mädchen und Burschen, unzufrieden mit den modernen Gesellschaftsformen, in die Traumländer der Drogen und in ihre niedlichen Liebesbeziehungen entflohen, der Vergleich mit Walser aufgedrängt wurde. Beim ersten Versuch, einigen Studenten die verrückte kleine Welt des Appenzellers näher zu bringen, nach der Lektüre einiger meisterhafter Skizzen, den Hinweisen auf sein Poetenleben, sein Aussehen in jungen Jahren, auf seine anmutigen Huldigungen herrschte zunächst Verwirrung und Verwunderung vor, denn man war sich ja von Hesse und Kafka her anderes gewöhnt. Dann kam das erlösende Stichwort, er gleiche einem ihrer Blumenkinder. In dem friedfertig-liebenswürdigen Nein zu traditionellen Gesellschaftswerten spürte man Verwandtes. Und doch besteht natürlich keine Gefahr, dass in seinem Namen in Kalifornien oder anderswo eine Kapelle wie die Steppenwolf-Band gegründet oder Walser wie Hesse zum Guru erkoren würde – denn ihm fehlen kastalische oder andere pseudoreligiöse Botschaften. In seinen Vorstellungen wirkt eher die Atmosphäre einer sauberen schweizerischen Schulstube.

Schüleraufsätze

Walser vertritt eine reine Welt des Wissens und Schauens und nimmt nie zu verlogenen Heilslehren Zuflucht. Seine Phantasie wirkt märchenhaft rein, obgleich er sich beim «Schriftstellern» den Anschein zu geben versteht, zu posieren und das Bombastische zu lieben. Die Konturen sind nie verschmiert. In der unseligen Religionslüsternheit unserer Jahre, dem so beliebten Mischmasch von «reflektierten» Ideologien und adrettem Sektierertum dürften wir mehr Sinn für sein Reinlichkeitsstreben bekommen. Ein Schüler grosser Meister reiht Satz an Satz. Kein Seher, kein Eingeweihter, kein Rebell.

Ein Schüler. Im Progymnasium Biel zeichnete er sich, wie Robert Mächler in seiner vorzüglichen Biographie (1966) berichtet, in allen Fächern aus. Nichts vom üblichen Leiden in der Schulstube und unter wirklichen oder

eingebildeten Lehrertyrannen, nichts von jenen Qualen, die wir aus den Jugendgeschichten bedeutender und unbedeutender Schriftsteller zur Genüge kennen. Auch der Zögling Jakob von Gunten im Institut Benjamenta hat vermutlich nichts von jener Jugendproblematik gespürt, wie sie in jenen Jahren und vorher Wedekind, Strauss, Hesse, Musil geschildert haben³. Nichts übrigens auch von Vater- und Mutterkomplexen. In *Fritz Kochers Aufsätzen* (1904) lesen wir unter dem Titel *Die Schule*:

«Ich behaupte, die Schule ist nützlich. Sie behält mich sechs bis acht Stunden im Tag zwischen ihren eisernen oder hölzernen Klauen (Schulbänke) und behütet meinen Geist, in Liederlichkeiten auszuarten. Ich muss lernen, das ist vortrefflich. Sie bereitet mich auf das bevorstehende öffentliche Leben vor: das ist noch besser. Sie ist da und ich liebe und verehere Tatsachen. Ich gehe gern zur Schule und verlasse sie gern. Das ist die schönste Abwechslung, die ein unnützer Schlingel verlangen kann. In der Schule wird ein Masstab an jedermanns Kenntnisse gelegt. Jetzt gelten keine Unterschiede mehr. Der ärmste Bengel hat das Recht, am reichsten an Kenntnissen und Begabung zu sein. Niemand, nicht einmal der Lehrer, wehrt ihm, sich auszuzeichnen. ... Die Schule ist das unentbehrlichste Halsband der Jugend, und ich gestehe, der Schmuck ist ein kostbarer» (I, 18f., 20).

Oder, schon aufschlussreicher für die Erklärung seiner lebenslangen Schülerhaltung:

«Ich werde ein Porträt der Schulstube zu zeichnen versuchen. Das ist noch nie dagewesen. Die Note <vortrefflich> kann mir nicht entgehen. ... Die Aufsatzstunde ist vielleicht ... die schönste und anziehendste. In keiner Stunde geht es so geräuschlos, so andächtig zu und wird so still für sich gearbeitet. Es ist, als höre man das Denken leise flüstern, leise sich regen. Wie das Treiben von kleinen weissen Mäusen ist's. Hin und wieder fliegt eine Fliege empor und senkt sich dann leise auf einen Kopf, um es sich auf einem Haar wohl sein zu lassen» (I, 24f.).

Dazu kommen dann allerdings realistische Diagnosen im *Tagebuch eines Schülers* (1908) und kritischere Bemerkungen im damit verwandten Tagebuch Jakob von Guntens. Paul Nizon hat Walsers Gefühl der eigenen Nichtigkeit schön beschrieben⁴, und auch anderswo ist seine Freude am Dienen eingehend erklärt worden. Er fügte sich in den angeblichen Zwang der Unterrichtsanstalten so leicht wie später in den der Heilanstalten. Dienen muss nicht Entwürdigung bedeuten, haben schon im Mittelalter Demütige bewiesen. Eine Schülerhaltung muss nicht Unselbständigkeit gleichkommen. Statt zu früh Meister sein zu wollen, lerne man in der Schule des Lebens, haben die Weisen in Ost und West gelehrt. Die feinen zierlichen Schriftzüge der Bewerbungsschreiben und poetischen Entwürfe Walsers könnten uns an kalligraphische Künste des Orients erinnern, und stilistisch ist die Assoziation mit früheren europäischen Chinoiserien nicht von der Hand zu weisen⁵. Oder darf man an Schönschreibeübungen in einer mitteleuropäischen Primarschule denken? Franz Blei fiel beim Besucher, der ihm seine ersten Ge-

dichte brachte, das in schwarze Ganzleinwand geheftete linierte Schulheft auf.

Aufsatzschreiben bedeutete in Volksschulen lange Zeit nicht nur Schönschreiben, sondern Einübung in den disziplinierten Umgang mit Wörtern. Etwas von der Tradition römischer Ordnungsliebe mag wohl in den müßigsten Schulstuben Spuren hinterlassen haben. Der Aufsatz wird gemeinhin als kurze Abhandlung und sprachbildende Schularbeit definiert und eignet sich mithin für einen Poeten mit weitschweifender Phantasie ganz besonders als «*schönes Halsband*». Aufsatzschreiber sind weder Wissenschaftler noch Propheten, und Phantasten wird es Mühe kosten, sich in ihre Form zu finden. War für Walser die Mühsamkeit ein Ansporn? Wie klar scheint die Welt, wenn man auf die ersten Linien setzen kann (wie in Fritz Kochers Aufsätzen zu lesen ist): «*Der Mensch ist ein feinfühliges Wesen. Er hat nur zwei Beine, aber ein Herz, worin sich ein Heer von Gedanken und Empfindungen wohlgefällt.*» Oder «*Wenn der Herbst kommt, fallen die Blätter von den Bäumen an den Boden. Ich müsste es eigentlich so sagen: Wenn die Blätter fallen, ist es Herbst.*». Natürlich soll man das Schalkhafte in diesen Sätzen nicht übersehen; aber ebensowenig ist zu übersehen, dass für die Entwicklung von Walsers Eigenart der Umgang mit der altbewährten Form des Schulaufsatzes wichtig war.

Sie liess den angeborenen Hang zur Manieriertheit angemessen erscheinen. Man weiss, wie viele Schüler, besonders in Gebieten mit einer sehr lebendigen Mundart, keinen natürlichen Satz mehr zustande bringen, sobald ein Aufsatzheft vor ihnen liegt. Oder gilt das nur für die Vergangenheit? Jedenfalls sind gewisse Auswirkungen auch im Bereich der Literaturgeschichte zu bemerken: das Spiel mit literarischen Mätzchen ist bei deutschschweizerischen Dichtern wie Carl Spitteler und Otto Wirz recht beliebt gewesen.

In der *Anleitung zu Aufsatz-Übungen für Aargauische Gemeindeschulen* empfiehlt August Hollmann, Erziehungs-Sekretär und Schulinspektor, 1862 im allgemeinen und im besonderen:

«1. Die Übungen im schriftlichen Gedankenausdruck müssen schon im *dritten* Schuljahr beginnen und vom Leichterem zum Schwereren fortschreitend durch alle Klassen nach einem bestimmten, wohl durchdachten Plane fortgesetzt werden. 2. Stylistische Übungen sollen im Sommerhalbjahr wenigstens *einmal*, im Winter aber *zweimal* in jeder Woche angestellt werden. ... Sobald die Schüler im Nacherzählen und Nachschreiben einige Fertigkeit erlangt haben, sind dieselben anzuleiten, nach dem Muster der im Lesebuch enthaltenen Beschreibungen ähnliche Gegenstände selbst zu beschreiben. So können zum Beispiel nach dem Muster im Lesebuche S. 29, «*der Apfel*», beschrieben werden: die Birne, die Pflaume, die Kirsche, die Nuss usw. Nach der Beschreibung des *Schafes* S. 35 ist etwa die Ziege, nach der des *Pferdes* S. 41 die Kuh, nach der *Taube* das Huhn, die Ente usw. zu beschreiben.»

Eine Generation später will Paul Th. Hermann aus Leipzig das kindliche Gemüt von unnötigen Fesseln befreien: die Arbeiten sollen nur seine Phantasie und sein Urteil widerspiegeln und zeigen, «dass sie Geistesprodukte und nicht nur Reproduktionen seien» (Vorwort zu *Deutsche Aufsätze*, 1897), und als Beispiel für einen freieren Stil wird Seite 76 vorgelegt:

«Bitte an den Frühling. Höre, Frühling, ich dachte du hieltest diesmal Deinen Einzug recht spät. Komme doch nun bald! Verschone uns mit Regen und Schnee! Schicke Deine wärmenden Strahlen auf unsere liebe Erde! Schmücke Feld und Flur mit frischem Grün und bunten Farben! Lass die Blütenknospen der Bäume und Sträucher sich entfalten! Beglücke uns mit dem lieblichen Gesange der Vögel und lass die Schmetterlinge kommen! Decke auch den Tisch, an dem sie speisen können! Wenn du das thust, danken wir dir!»

Walser fühlte sich offenbar in der Atmosphäre der domestizierten Sprache und dort, wo Noten ausgeteilt werden, im allgemeinen wohler als in anspruchsvoller Ungebundenheit. Einfacher ist es, das Richtige als das Rechte zu erkennen; das Problem der Gerechtigkeit im metaphysischen Sinn wird im Gesamtwerk nicht dargestellt. Konkreter: Es «*fehlt die Figur des strengen, zum Tode verurteilenden Vaters, die Instanz des Richters*», wie Rudolf Hartung schreibt⁶. Aufgabetermine, der Stil der Schulaufsätze, ein leicht überschaubarer Ort für kleinere Verpflichtungen gefallen ihm. Walser ist kein Essayist wie La Rochefoucault, Lichtenberg, Nietzsche.

Im erwähnten Tagebuchroman von Guntens hat er seine eigenen Erfahrungen als Schüler und Diener auf dem Hintergrund eines Instituts dargestellt. Das Institut ist keine Kaserne, aber ein Ort der Abgeschlossenheit und manchmal auch unangenehmer Dressurmassnahmen für die Zöglinge. So bleibt der Wunsch nach Freiheit und liederlichem Vagabundieren lebendig. Als Knabe hatte Walser davon geträumt, Schauspieler zu werden, in reiferen Jahren hat er die Welt in kleinem Rahmen zu seiner Bühne gemacht.

Der Spaziergänger

Er ist unter den Schriftstellern, soweit ich sehe, der eindeutigste Typus des Spaziergängers. Kein Peripatetiker, der wandelnd und die menschlichen Horizonte im Schreiten abmessend, Gott und die Welt überdenkt. Kein Pilgrim, der, mit festem Blick auf ein überirdisches Ziel, den Weg seines Glaubens geht – in Gedanken an den, der sagte «Ich bin der Weg» oder als Jünger anderer Wegbereiter. Kein Wanderer im romantischen Sinn, der gebannt vom unendlichen Blau des Himmels über sich, Felder und Auen durchschweift, ohne je von sozialen Wirklichkeiten wie Dorf und Stadt behelligt zu werden⁷. Keine Landsknechtfigur voll Stolz auf die Abenteuerlust

seines Herzens, kein auf einsame Höhen Ausgesetzter voll Verachtung für menschliche Mittelmässigkeit. «... *es ist hier eine so schöne Gegend, ein so heiteres, gut aufgeräumtes und ich möchte sagen gesprächiges Land*», schreibt er in der Brieffiktion *An den Bruder* (II, 271) und insinuiert, dass die Schweiz sich für müssiggängerische Unternehmungen besonders gut eigne. So entstehen Stücke wie *Fusswanderung*, *Nächtliche Wanderung*, *Spazieren*, *Spaziergang*, *Kleine Wanderung*, *Ausflug (Kleine Dichtungen)*, *Wanderung*, *Kleines Landschaftserlebnis (Poetenleben)*, *Reisebericht*, *Der Spaziergang (Seeland)*, *Sonntagsspaziergang (Die Rose)* und ähnliche Zeugnisse des Herumschweifens, des Schweifens, ironisierter «*Ausschweifungen*».

Er gesellt sich auf den Ausflügen – nur äusserlich? – zum Volk und setzt sich ihm gleich. Niemals dürfte der Leser an Fausts Osterspaziergang denken, wo der wissensdurstige Arztsohn des «*Volkes wahren Himmel*» in der jungen Natur zu entdecken vermag, nachdem er dem Kerker seiner reichen Bibliothek entflohen ist. Bei Walser gibt es keine ideelle oder soziale Distanz; Strassen und Gassen sind von seinesgleichen belebt, auch die Gaststuben auf dem Land und die Vergnügungsorte in Berlin. Nach einem fröhlichen Gang durch die Natur erscheint sogar die eigene Mietwohnung oft als Freudenspender. Spitzweg hätte solche Ausflüge fast ebensogut illustrieren können, wie der Bruder es wirklich getan hat. (Ich weiss, wie schrecklich das in den Ohren derer klingt, die bei Walser nur auf die Unheimlichkeit seiner Intelligenz achten.) Die Skizze *Spazieren* in den *Kleinen Dichtungen* (1914) beginnt:

«Es ging einer spazieren. Er hätte in die Eisenbahn steigen und in die Ferne reisen können, doch er wollte nur in die Nähe wandern. Das Nahe kam ihm bedeutender vor als das Bedeutende und wichtige Ferne. Demnach also kam ihm das Unbedeutende bedeutend vor. Das mag man ihm wohl gönnen. Er hiess Tobold, doch ob er nun so hiess oder anders, so besass er jedenfalls wenig Geld in der Tasche und lustigen Mut im Herzen. So ging er hübsch langsam vorwärts, er war kein Freund übergrosser Schnelligkeit. Die Hast verachtete er; mit dem stürmischen Eilen wäre er nur in ein Schwitzen gekommen. Wozu das, dachte er, und er marschierte bedächtig, sorgfältig, artig und mässig. Die Schritte, die er machte, waren gemessen und wohlabgewogen, und das Tempo enthielt eine sehenswerte Behaglichkeit» ... (II, 76).

Fast nichts hat er an sich auszusetzen, und die Kinder lächeln ihm zu. In andern Fällen endet der Spaziergang im Wirtshaus beim Bier. Das sind also keine Wandererphantasien, auch nicht im gedämpften Ton eines Mörike⁸. Der Stil der Nähe führt zu artiger Beschaulichkeit, zu sorgfältig-bedächtigem Marschieren. Die Illusion, dass der Himmel voller Geigen sei, verschwindet (im breiter angelegten Text *Der Spaziergang*) angesichts der Barriere einer Lokalbahn. Die Füsse können schmerzen; mit dem sentimental Seelenvagabundentum der Jahrhundertwende haben solche

Spaziergänge nur die Tradition gemeinsam. Jetzt wandert man wirklich in die Nähe.

Die Phantastik, bei Jean Paul aufs herrlichste ins Kraut schiessend, bei Kafka ins Rätselhafte gewandelt, scheint hier biedermeierlich verharmlost. In der «*komischen Geschichte*» Jean Pauls *Der Komet*, dies als der eine kurze Beleg für meine Behauptung, wird im 17. Kapitel vom «*Spaziergang* des Grafen erzählt:

«So schwamm er vor der Abendsonne in einem unbeschreiblichen, aber milden Freuen, ohne akademischen Seelenlehrern recht angeben zu können, was er Namhaftes dazu vorbekommen; unter den spielenden Sonnenstäubchen und Abendmücken haftete er in dem warmen Goldstaubregen wie die Schwebefliege an einer leeren Stelle in der Luft fest, sah aber bald nach dem Schlossfenster, bald nach dem Reiter.»

Franz Kafka, der Walser bekanntlich verehrte⁹, kommt im zweiten Teil der nachgelassenen Dichtung *Beschreibung eines Kampfes* zu einer teils versachlichten, teils extremeren Form der Phantastik. Der Teil *Spaziergang* – der ersten Reinschrift, gemäss Edition Dietz – beginnt bei ihm:

«Unbekümmert gieng ich weiter. Weil ich aber als Fussgänger die Anstrengung der bergigen Strasse fürchtete, liess ich den Weg immer flacher werden und sich in der Entfernung endlich zu einem Thale senken.»

Kafka schaut «*gerne stumm in den ausgesternten Himmel*»; nur wenige Wolken sieht er dahinziehen. Ziemlich weit weg lässt er einen in der Höhe mit Buschwerk bewachsenen Berg entstehen, und aus lauter Freude daran wird er zum kleinen Vogel auf den Ruten der struppigen Sträucher. Da erscheint dahinter der Mond, leuchtet bald in seiner ganzen Rundung. Aber die abschüssige Strasse scheint «*gerade in diesen erschreckenden Mond zu führen*», so dass der Autor mit trüben Augen stehen bleibt. Er verspürt eine angenehme Schläfrigkeit, «*kriecht*» in einem Fichtenwald, statt sich aufs Moos zu legen, mit gewundenen Beinen auf einen Baum. Rasch schläft er ein und hört im Traum seltsame Stimmen, will herunterklettern, fällt aber «*erstarrt von der Höhe*». Keuchend läuft er weiter und verliert im Laufen die Herrschaft über sich. Erfreut über den Anblick eines Flusses legt er sich nieder. Und gegen den Schluss heisst es, wieder so ganz anders als bei Walsers angenehmen Ausflügen:

«Ich hörte jemand weit und schwach schluchzen. Es wurde windig und grosse Mengen trockener Blätter, die ich früher nicht gesehen hatte, flogen rauschend auf. Von den Obstbäumen schlugen unreife Früchte irrsinnig auf den Boden. Hinter einem Berg kamen hässliche Wolken herauf. Die Flusswellen knarrten und wichen vor dem Wind zurück.»

Kafkas Dichtung ist am Anfang unseres Jahrhunderts entstanden, zur Zeit etwa von Walsers Berliner Aufenthalt. Aus diesen Jahren 1905–1913

kennen wir verhältnismässig wenig Spaziergängerdichtungen aus Walsers Feder; die meisten der eben genannten Titel sind kurz nachher entstanden. 1915 wurde im «*Neuen Merkur*» der breit angelegte *Reisebericht* gedruckt, 1916 in den «*Deutschen Monatsheften*» *Der Spaziergang*. Schon im Reisebericht Umständlichkeiten, Bizarrerien, «*Entgleisungen*», derentwegen er sich seinem Freund gegenüber entschuldigt (III, 161), maniert vorge-tragene Geschwätzigkeit («*Über ein Rudel zur Arbeit gehender Arbeiter will ich schweigen. Wegen eines Platzes unter Linden viele Worte zu machen, würde dich unrichtig dünken*», III, 184), ja Koketterie und Zerfahrenheit passen zu diesen «*Voyages en zigzag*» (Töpffer) extremer Form. Auch im *Spaziergang* eine Menge von bizarren Wendungen und ironisch vorgetragenen Unbeholfenheiten («*Nicht unaufgezeichnet darf bleiben ein bescheidener Fussgänger*», III, 211), abstruse Ansprachen – weil sich offenbar «*beim Spazieren viele Einfälle, Lichtblitze und Blitzlichter ganz von selbst einmengen und einfinden*» (III, 229). Soll das inmitten all der süssen Huldigungen ernüchtern? Es herrscht ja doch eine ziemliche Geschäftigkeit, denn man muss zum Schneider, zu Frau Aebi zum Mittagessen, aufs Postamt, und so klingt die folgende Feststellung einigermaßen sachgemäss: «*Man sieht, wie viel ich zu erledigen habe, und wie dieser scheinbar bummelige, behagliche Spaziergang von praktischen, geschäftlichen Verrichtungen förmlich wimmelt*» (III, 237). Eine unheimliche Geschäftigkeit allerdings, nicht die unheimliche Unruhe eines ewigen Juden, dem der Erzähler unterwegs einmal zu begegnen meint (III, 229). Etwas von Don Quichotterie, wie Christopher Middleton einmal meint¹⁰.

Trotz den Ablenkungen und Verlockungen bleibt der Trost der «*mütterlichen, väterlichen, kindlichen Natur*», von welcher der Spaziergänger in einer mehr als vierseitigen Rede einem Steuerbeamten Bericht erstattet (er hat ihm seine Bummeleien vorgehalten):

«Höchst aufmerksam und liebevoll muss der, der spaziert, jedes kleinste lebendige Ding, sei es ein Kind, ein Hund, eine Mücke, ein Schmetterling, ein Spatz, ein Wurm, eine Blume, ein Mann, ein Haus, ein Baum, eine Hecke, eine Schnecke, eine Maus, eine Wolke, ein Berg, ein Blatt oder auch nur ein ärmliches, weggeworfenes Fetzen Schreibpapier, auf das vielleicht ein liebes, gutes Schulkind seine ersten, ungefügten Buchstaben hingeschrieben hat, studieren und betrachten.»

Und gegen den Schluss der Rede:

«Erde und Himmel fliessen und stürzen in ein blitzend übereinanderwogendes, undeutlich schimmerndes Nebelbild zusammen. Das Chaos beginnt und die Ordnungen verschwinden. Mühsam sucht der Erschütterte seine Besinnung aufrechtzuhalten; es gelingt ihm. Später spaziert er vertrauensvoll weiter» (III, 252, 254).

So wird übermütig geplaudert, und die Welt scheint rein und überschau-

bar zu bleiben, die Sprache ein Quell der Freude, auch wenn sie Platz lässt für Blödeleien und Kalauer. Fern ist ihr der Ernst der ständigen Verbindlichkeit, des ständigen Verantwortungsbewusstseins, des Stils von Sängern und Sehern.

In der letzten grösseren Veröffentlichung Walsers, der *Rose*, stehen im Essay *Eine Ohrfeige und Sonstiges* die Sätze: «*Ich bummelte dumm herum; die Dummheit vergab ich mir von Herzen; denn ich sah ein, man habe Grund, sich schonend zu behandeln.*» Und: «*O über Augen, die alles sehen, was los ist. Kaum ist man Beobachter, wird man selber schon wahrgenommen, was auch gar nichts schadet*» (III, 380f.). Das ist «*verzwickte Idyllik*», denkt Jens Tismar.

So hat uns ein altmodisch-moderner Poet mit süssen Capricen beschenkt, und er blieb stets dessen eingedenk, dass ihm kein Anspruch auf Ewigkeitswerte zukomme. Die Schauer unendlichen Glücks und des unendlich Bösen sind höchstens als Ahnung zu spüren, weit in der Ferne. Walser «*marschierte bedächtig, sorgfältig, artig*».

¹«Methodendemonstration»: Dierk Rodewald, *R. W.s Prosa, Versuch einer Strukturanalyse*, Bad Homburg 1970, 7, wo daneben aufschlussreiche Bemerkungen über das Vorläufige, Konjunktivische, die Spaziergängersituation usw. stehen. Proletarier: Hans G. Helms, «Zur Prosa R. W.s»: Einleitung zu *Basta, Prosastücke aus dem Stehkragenproletariat*, Köln/Berlin 1970, 11ff., wo daneben interessante Erklärungen zum gesellschaftlichen Hintergrund wie die Beziehungslosigkeit der kapitalistischen Gesellschaft zu finden sind (18). – ²«Ach», «Adieu ...»: «Fritz Kochers Aufsätze», *Das Gesamtwerk*, Hg. Jochen Greven, Band I, 12 und 8, Genf und Hamburg 1972 usw. Alle Zitate fortan aus dieser Edition. – ³Frühlings Erwachen»: 1881; «Freund Hein»: 1902; «Törless» und «Unterm Rad»: 1906; über solche Zusammenhänge George Avery, *Inquiry and Testament*, Philadelphia 1968, 146–150. – ⁴P. Nizon, «R. W.s Poetenleben. Dichtung und Wahrheit. Innenwelt und Aussenwelt», *Robert Walser zum Gedenken*, Hg. Elio Fröhlich und Robert Mächler, Zürich 1976, 76. – ⁵Auf gewisse Parallelen zwischen Walsers Haltung und östlichen Lehren haben Robert Mächler (R. M.,

«R. W.s Religiosität», *Robert Walser zum Gedenken* a. a. O., 62) und Idris Parry (I. P., «Study in Servitude: R. W.'s Jakob Von Gunten», *German Life and Letters* XXX/4 [1977], 289) hingewiesen. – ⁶R. Hartung, «Zweite Begegnung mit R. W., Anlässlich der zwölfbändigen Gesamtausgabe seines Werkes», *Die Zeit*, Nr. 38 (24. Sept.) 1968; ebd.: «Anders aber als Kafka rennt Robert Walser nicht gegen die Grenzen der Literatur an, ficht er, schreibend, nicht gegen Dämonen.» Zum Thema Kafka-Walser siehe Anm. 9. – ⁷Schon Felix Poppenberg hat 1908 in seiner Rezension des *Gehülfen* («R. W. Wandrer», Nr. 19, 1548) gesagt, von diesen Figuren sei «jener hold-trägerische Flügelstaub des Volkslied-Vagantentums abgestreift». Ähnliche und aufs beste ergänzende Unterscheidungen (zum Beispiel durch die Darstellung von Zusammenhängen mit Bernhard): Jens Tismar, *Gestörte Idyllen* [Studie d. idyllischen Wunschvorstellungen bei Jean Paul, Stifter, Walser u. Bernhard], München 1973 (99: keine verspätete Biedermeierlichkeit; 100: kein Prophet des einfachen Lebens). Greven dagegen, dessen Verdienste um das Werk unsere Hochachtung verdienen, verwendet einmal den Ausdruck «peripate-

tisch» (*Text + Kritik*, Nr. 12, Aachen 1966, 7). Über Wanderersituation auch D. Rodewald a. a. O. 84 usw. – ⁸«Auf einer Wanderung»: «In ein freundliches Städtchen trat ich ein, in den Strassen liegt roter Abendschein ...» Man vergleiche damit Walsers unbeholfene Versuche in Gedichtform «Weiter» («Ich wollte stehen bleiben, es trieb mich aber weiter ...»), «Ich wanderte», «Sonntagsspaziergang» (XI 18, 34, 251). Ist Spaziergängertum – die Etymologie (spatium = Rennbahn, Strecke) verweist auf etwas recht Umgrenztes – ein dem Lyrischen in gewissem Sinne fremdes Verhalten? Die wohlbekannten schönen Verse Walsers «Beiseit» sind eben doch eine Ausnahme. Zum Thema Lyrik vgl. Lothar Baier, «R. W.s Land-

schäftchen. ...», *Text + Kritik* 12 (1966). – ⁹Wolf Wondratschek, «Weder Schrei noch Lächeln. R. W. u. F. Kafka», *Text + Kritik* 12, a. a. O., 17ff.; Karl Pestalozzi, «Nachprüfung einer Vorliebe. F. K.s Beziehung zum Werk R. W.s», *Akzente* 13/4 (1966) 322–344; G. Avery, *Inquiry and Testament* a. a. O., 250–259. – ¹⁰Einleitung zu R. W., *Jakob von Gunten*, übersetzt u. eingel. von Christopher Middleton, Austin (Texas) 1969, 17: «Epiphany of Don Quixote and Sancho Panza, as Benjamenta and Jakob ride into the desert, refugees from culture. The picaresque form is interiorized ... Ghostly presence here of one of the oldest forms of European fiction. The Quixote-Panza epiphany is no random matter».

RAINER HOFFMANN

Mancherlei Stellenwechsel – vielerlei Bedenken

Bemerkungen zu Robert Walsers «Poetenleben»

Feierlichen Würdigungen hätte Robert Walser sich wohl entzogen. Zumindest hätte er sie mit eher gemischten Gefühlen über sich ergehen lassen, sie vielleicht liebevoll ironisiert oder sympathisch relativiert. Für seine zurückhaltende Scheu gross-mächtigen Worten gegenüber zeugt eine erstaunliche, eine bemerkenswerte Äusserung am Ende seines Romans *Der Räuber*, die auch mit dem Blick auf den Dichter selber und sein durch «*tiefsinnige Geräumigkeit*» ausgezeichnetes Werk gelesen und verstanden werden kann¹. Sie lautet: «*Wir halten ihn sowohl für die allgemeine Nonchalance wie für das Gewissen aller Völker. Wie wir da weit ausholen.*» – Um der in diesem Satz zum Ausdruck kommenden bedenkenswerten Vorsicht zu entsprechen, soll hier nun auch keine allgemeine oder umfassende Analyse des Werkes